

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

1917. * Nr. 29

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

Kleinstad Menschen.

Roman von Robert Mich. (Fortsetzung.)

„Sie fand den Vater malend vor der Staffelei. Wie er so dastand, war er noch immer ein schöner Mann. Die Figur über Mittelgröße, schlank und fehnig, das Gesicht kühn geschnitten, von lodigem, dunklem, noch immer vollem Haar umrahmt, das nur leicht angegraut war, ebenso wie der lange, in zwei Spitzen auslaufende Vollbart.“



In Gedanken. Von P. Weingärtner. (Mit Text.)

Die prachtvollen blauen Germanenaugen blitzen freilich nicht mehr so hell und lachend sieghaft wie einst, als sie ihn „il bello Tedesco“ genannt hatten. In ihnen und den gespannten blassen Zügen verriet sich der Sturm, der an ihm nagte.

„Ei — Kind, du hast ja ganz rote Wädden bekommen. Sie haben dich herumterrufen lassen. Was wollten sie denn von dir?“

„Ach, nichts Besonderes, Vater! — Es wird gleich ein Käufer zu uns kommen.“

„So? — Nun, sieh an... man fängt an, sich nach der Möderrstraße zu bemühen. Merken die Herren, daß man in der alten Heimat der Kunst das Malen denn doch noch nicht ganz verlernt hat, wie man hier immer behauptet? Sollte auch mit dem Teufel zugehen — in dem Land, wo die Sonne zu Haus ist. Den Grunewald können wir auch noch malen, wenn's verlangt wird. Nicht wahr, Kind?“

„Ja, Vater!“

„Und im Sommer gehen wir in den Grunewald und machen Studien.“

„Ja, Vater.“

„Der Doktor meint ja, ich müßte viel im Freien sein, trotzdem ich mich wieder recht wohl fühle.“

„Ja, Vater! — Aber was meinst du denn zu Thüringen?“ fügte sie vorsichtig fragend hinzu.

„Thüringen — wie so kommst du auf Thüringen?“ fuhr er heftig auf.

„Nun — ich möchte doch deine alte Heimat kennen lernen, Vater. Wenn du mich als Kind auf den Änen geschaukelt hast, dann erzähltest du mir von den schönen Fichten- und Laubwäldern deiner Heimat, von den Tälern und stillen.“

A. g. XIII.

reinlichen Dörfern mit den hellen Häusern. Als wir hieher-
fahren, da habe ich sie von weitem liegen gesehen und mich
dahin gesehnt. Ach, wie schön muß so ein deutscher Wald sein
im Frühling und Sommer!"

"Ja, ja — das ist freilich schön — zu jeder Zeit, auch im Herbst-
und Wintersturm. Thüringen — ja, Thüringen! Also gut —
wir werden nach Thüringen gehen. Ich werde das große Bild
bis dahin fertig machen und ausstellen und hoffentlich gut ver-
kaufen. Und dann gehen wir nach Thüringen, Kind — nach einem
stillen Ort, wo keine Fremden sind. In einem Bauernhaus wohnen
wir uns ein. Und da wollen wir einmal den deutschen Wald
malen — ja, das wollen wir! — Nun ja, ja — ich bin vielleicht
viel zu lange da unten gewesen im Schlaraffenland und im Schla-
rassenloß, wo einem die gebratenen Tauben ins Maul flogen.
Wir Künstler brauchen Kampf, von außen und von innen — den
Vergleich und Wettbewerb der anderen."

"Oh, Vater — wenn du deine Fresken aus Castel Moro hier
ausstellen könntest, da würden sie dich schon anerkennen."

Der Künstler lächelte geschmeichelt; und man sah, wie wohl
ihm das tat, so enthusiastisch anerkannt zu werden.

"Glaubst du, Kind — glaubst du wirklich? Du siehst das mit
den Augen der Liebe!"

"Und Piloty — und alle anderen, die dich anerkannt und ge-
rühmt haben? Der Conte, der stolz darauf war, daß er dich hatte?"

"Nun ja — ja! ... Piloty — ja, mein alter Lehrer und
Freund Piloty! Der hat's freilich weiter gebracht. Aber heute
gehört er auch schon zur unmodernen Vergangenheit. ... Wie
schnell die Kunst altert heutzutage!"

"Nicht die Kunst — nur die Moden, Vater!"

Die Carlotta wurde blaß und verstummte plötzlich, als draußen
die Klingel anschlug. Man hörte die alte Aufwärterin öffnen und
einige Worte sprechen. Gleich darauf klopfte es.

Der kleine Herr hustete ein paarmal verlegen, als er auf das
freundliche "Herein" hinter der Doktorin in den großen, düstern
Raum trat. Die Hände, in denen er Hut und Stod hielt, zitterten.

"Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Kunstfreund vorstelle,
der sich lebhaft für Ihre Bilder interessiert." Und als ob der
Name nebenächlich sei, flüsterte die alte Dame dem Maler leise
zu: "Der Herr Kommerzienrat will Ihnen einiges abkaufen."

"Seien Sie mir herzlich willkommen!" sagte der Maler freund-
lich, und stellte einen Stuhl vor den fremden Herrn, der seine
Blicke in dem leeren, nur mit einigen Skizzen, Bildern und
Kartons geschmückten Räume unruhig umherwandern und sie
dann verflohen auf dem Maler ruhen ließ.

Wie der Künstler so da stand in seinem roten Garibaldihemd
und der langen, farbenfleckigen Flanellhose, die er beim Malen
zu tragen pflegte, ein Sammetbarrett auf dem kühnen, ausdrucks-
vollen Haupte, schien er aus einer ganz anderen Welt zu stammen
als der kleine philiströse Herr im korrekten, schwarzen Gehrock.

Für zwei Brüder würde sie wahrhaftig kein Mensch halten,
dachte die Doktorin, die mit tiefer Teilnahme und auch ein wenig
weiblicher Reugierde auf die Entwicklung harnte.

Der ahnungslose Maler schien bloß darauf zu warten, daß
der fremde Käufer sich die Bilder ansah und ihm etwas Freund-
liches darüber sagte.

Der Kommerzienrat ging denn auch auf eine verhöhlene
Aufforderung der alten Dame im Zimmer umher und betrachtete
zerstreut die kleinen Skizzen und Studien. Aber er wußte nicht
recht, was er eigentlich sagen sollte. Er war viel zu bewegt und
verstand auch zu wenig davon. Außer um sein Geschäft und
seine Familie hatte er sich nie um etwas anderes gekümmert, am
allerwenigsten um die Kunst.

Er sammelte einige Worte — über die lebhaften Farben und
die Beleuchtung, und daß ihm solche italienische Bilder ganz be-
sonders gefielen. Er sei selbst einige Male dort gewesen. Er wolle
dies Bild kaufen und das auch und wolle auch ein größeres Ge-
mälde bestellen. Der Künstler möge ihm nur seinen Preis machen.

Der Maler, harmlos wie ein Kind in Geldsagen, geriet
einigermassen in Verlegenheit. Den willigen Käufer für später
mochte er nicht abschrecken; und doch mußte man einen solchen
Enthusiasmus ein wenig ausnützen, um den eigenen Kamin
damit zu heizen. Also forderte er einen ganz anständigen Preis,
der aber den kleinen Herrn zum freudigen Erkennen des Künst-
lers gar nicht abzuschrecken schien.

Mit gespannten, angstvollen Mienen folgten die beiden Frauen
dieser Verhandlung.

Dem Kommerzienrat schlug das Herz bis zum Halse; alle
seine Pulse hämmerten, während er hier den harmlosen Kunst-
enthusiasten spielen mußte. Er hatte unter dem langen Worte,
unter all den Spuren, die Alter und Krankheit diesem Antlitz
eingeprägt hatte, seinen alten Philipp, den Gelehrten sonniger
Jugendtage, den Bruder und Spielkameraden wieder erkannt.

So hatte Philipp den Kopf zurückgeworfen, so fiel ihm
damals die Locke in die Stirne, so in weite Fernen hiner-
großen, blauen Augen schon damals geblickt. Das war es, das
und die kühne Wölbung der Stirne mit den Büdeln der
Seiten, die auf "idealen Sinn" schließen ließen, wie bene-
Bruder einmal selbst auseinandergelegt.

Und die Stimme war noch dieselbe tiefe, klangreiche —
alles grub sein scharfer Blick unter der leichten Aschenschicht leb-
herdort, die das Leben auf Philipp gestreut hatte.

Am liebsten wäre der kleine Herr dem Bruder gleich ge-
 Hals gefallen; und er zergrübelte sich vergeblich den Kopf, wo-
 sich ihm zu erkennen gäbe.

Der Maler sprach unterdes von dem großen Bilder-
Neapel, das er malen wollte — und die Worte klang-
Kommerzienrat wie aus weiter Ferne in die Ohren.

"Aber dann Schluß mit dem Süden! Dann will ich meine
deutsche Bilder malen — den deutschen Wald. Ich gedenke, zu
Sommer nach Thüringen zu gehen. Ich bin nämlich sehr in
Thüringen." Er brach plötzlich ab, als bedauerte er das un-
entschlüpfte Wort.

Der Kommerzienrat fühlte, daß nun der Augenblick ge-
 sei. Und mit möglichst harmloser Miene und Stimme sprach
leicht hin: Aus Thüringen? Ei, dann sind wir ja Lands-
we."

"Sie sind auch aus —? — In ...?" Der Maler zuckte
mit den Fingern. — "Und woher, wenn man fragen
von F."

Die Stimme des Kommerzienrats zitterte leicht; er blickte
Bruder fest ins Auge: "Ich bin aus Fichtenrode."

Der Maler stützte sich fest auf die Lehne des Stuhles,
dem er stand, und strich sich mit der anderen Hand leicht
Stirne und Augen. "Aus — Fichtenrode?" wiederholte er
chanisch. — "Sie haben mir Ihren — Namen noch nicht
ge."

"Philipp, lieber Philipp — kennst du mich denn nicht?"

Der Maler wurde totenbleich und sank schwer atmend
Stuhl. Ganz leise, fast tonlos kam es über seine Lippen:
find Sie? Was wollen Sie von mir?"

Der kleine Herr legte ihm sanft beide Hände auf die Schul-
"Kannst du deinen Bruder nicht mehr, mein guter
Philipp? Den Bruder, mit dem du gespielt und —"

Mit einer Bewegung des Abscheus schüttelte der Ma-
Hände vor sich. Kalt, fast feindlich erwiderte er schnell:
"Ich kenne Sie nicht. Ich will Sie nicht kennen. Ich
keine Verwandten mehr."

"Philipp!"

"Vater!"

Das junge Mädchen hob flehend die Hände zu ihm auf,
der Maler sah sie nicht; er blickte finster, mit zusammenge-
Lippen zu Boden, als fürchte er, den Augen der Tochter
des Bruders zu begegnen.

Wie einen köstlichen Besitz, den man nicht achtlos versch-
hatte er diesen Stoll in sich gehegt und genährt.

Was kümmernte ihn dieser Bruder, den er kaum kannte
jedemfalls im Einverständnis gewesen war und hohnlachend
gesacht hatte, was man ihm selbst vorenthalten, was man
gestohlen hatte. Dieser kleine, kahllöbliche, philiströse Klein-
mit den ängstlichen Wausängeln — war das wirklich sein
und unwillkürlich flogen seine Gedanken zurück zu dem
blonden Jungen, mit dem er durch die Fichtenroder Wälder
und im Bach bei der Mühle Fische und Krebse gefangen
Aber die kleine Gestalt redete sich plötzlich in die Höhe.
du mich entgelten lassen, Bruder Philipp, was unser
dir gesündigt hat?"

Der Maler maß ihn mit einem grimmen Blick: "Das sagst
"Das kann ich mit gutem Gewissen sagen. Meine Hand
ich aufheben und schwören: Ich habe keinen Teil daran."

"Stich den Vortell!" lachte Philipp ingrimmig.
gönne ihn dir."

"Vater, Vater — du weißt nicht, was du sprichst!"
Carlotta schnell.

Der kleine Herr zog aus der Seitentasche seines Ab-
ein schmales, langes Buch und überreichte es wortlos dem
der es mit stummer, verächtlicher Schulterbewegung zurück-
"Nimm nur! Es ist dein — von Gottes und Rechts."

Ich habe dich um keinen Pfennig verkürzt. Nicht nur der
teil, die Hälfte allen Besitzes, wie es beim Tode des Vaters
und stand, mit Zins und Zinseszins, gehört dir. Nichts abge-
als was du damals empfindest. Seit Vaters Tod bis auf den
tigen Tag. Ich habe nach dir gesucht und geforscht, Philipp,
aber du warst verschwunden. Wenn ich eine Schuld trage,
seine Stimme zitterte —, so ist es die, daß ich damals
energisch genug dem Vater entgegentrat und mich nach
Tode nicht selber nach Italien aufmachte. Aber ich war zu
rascher Entschlußkraft — und ich war ein junger, verliebter

Aber ich habe mich nach dir gesehnt, mein alter Philipp, I längeres Leben lang.“
 Jeder legte er dem Bruder die Hand auf die Schulter. Aber er schüttelte sie der nicht ab.
 Der Maler kämpfte einen schweren Kampf mit dem lieben Has, in den er sich so fest verbissen hatte. Und seine Gedanken und Gedanken wogten unklar durcheinander.
 — er war reich! Für die paar Jahre, die er bestenfalls leben hatte, war es ja gleich. Denn trotz aller Pläne und Sorgen fühlte er, daß er sich langsam dem großen Abgrund näherte, der uns alle verschlingt. Aber seine arme, kleine Tochter, die nun gestorbt.
 Ob er die Gedanken des Bruders erraten habe, sagte der Kommerzienrat leise: „Du bist jetzt ein reicher Mann, Philipp, du mußt leben, wie und wo es dir gefällt! Aber glaube mir, größere Freude für mich, als wenn du zu mir kommst in die Heimat. Wir wollen die paar Jahre, die uns noch geschenkt werden, zusammen verleben. Ich habe ein Weib und einen Sohn. Und da, wo einst die Mühle klapperte, da steht jetzt ein neues Haus. Aber das alte Haus steht noch auf dem alten Fleck; das Zimmer im ersten Stod, wo wir schliefen und wohneten, ist noch so erhalten wie damals — und der alte Bach fließt noch durch den Garten. Und der Wald und das ganze alte Nest ist wenig verändert alles, aber im Grunde noch immer das alte. Das wirst du doch alles noch einmal sehen wollen? Die Jahre von Fichtenrode wird dir dein Leben verlängern — und der Winter kommt auch nicht zu kurz dabei.“
 Er legte nach Philipps Hand, die ihm der Bruder nicht entzog. Es war ganz still in dem Gemach; man hörte nur die einsamliche, bittende Stimme des kleinen Herrn und das leise Atmen Philipps.
 Der Maler hatte die Augen geschlossen. Aber sie sahen doch wieder ihm langsam Tränen über die Wangen perlen, wie es arbeitete und gährte und der Haß vieler Jahre langsam unter den guten Worten des Bruders.
 Er schloß sich die alte Doktorin und das junge Mädchen bei den Händen und schlichen sich leise davon ins Nebenzimmer.
 Eine Woche war seit des Kommerzienrats Abreise verstrichen, als endlich ein Telegramm die schon zweimal hinausgeschickte Ankündigung der drei Erwarteten für den nächsten Tag bestätigte. Frau Isa hatte natürlich ausführliche Briefe an ihren Mann erhalten, in denen er genau den Verlauf der Reise und Begebenheiten schilderte, und wie nötig seine Hilfe gewesen wäre, gewissermaßen am Rande des Abgrundes.“
 Die blonde Frau Kommerzienrat lächelte ironisch, wenn sie, die vermeintliche Vorgenette vor den Augen, diese Briefe durchlas. Ein Vater wird auf seine alten Tage noch zum Dichter, sie spöttisch zu Bruno. „Jedenfalls macht er in Gefühlen und in Korn und Mehl. Was er für sentimentale Redensarten! Seit er mir damals glänzende Liebesgedichte sandte.“ — Die Frau seufzte tief auf — „seitdem habe ich so etwas mehr von ihm gehört.“
 Frau Isa hatte sich in der verschiedensten Weise mit dem Mann, das so unerwartet in ihr fest umhagtes Dasein einbrach, auseinandergesetzt, bis sie sich endlich zu jener spöttischen Entscheidung durchgerungen hatte, mit der sie jetzt dem Kommenden gegenüber hatte sie wirklich abreißen und auch Bruno dazu bewegen wollen. Aber Bruno, der sonst so fügsame Sohn, hatte sich sanfter, doch unbeugsamer Energie dagegen gestraut. Und der Versuch, den Sohn gegen den Vater auszuspielen, eines großen Teiles seiner zukünftigen Erbschaft beraubte, war gänzlich fehl.
 Er erwiderte ihr ganz ruhig: „Ich habe kein Recht, meinem Vater seine Angelegenheiten dreinzureden, und wäre er selbst nicht. Er ließe sich auch wohl nicht dreinreden. Ich würde mich an seiner Stelle genau so handeln.“
 „Du hast doch Pflichten gegen deine Frau und Sohn. Man kann doch nicht —“
 „Ich verachtet doch nicht, liebe Mama, was ihm gehört. Er hat fremdes Eigentum dem rechtmäßigen Besitzer zurück.“
 „Aber du würdest als Jurist ebenso urteilen, wenn du vor dem Richter zu sprechen, der in unserer Brust wie eine schwere Last würde das Erbe meines Bruders auf einen gewissen Gewissen lasten.“
 „Aber schön: Worte!“ rief Frau Isa schallend. „Ich kann die Höhe dieses Edelmutes nicht aufschwingen. Ich muß mich sehr schlechter Mensch sein.“
 „Aber Mutter, du hast das nur noch nicht an dir selbst erfahren. Du teilst die Dinge uns selbst oder anderen gegenüber sehr

verschieden. Nimm an, du wärest in der gleichen Lage, und er wäre dein eigener Bruder. Du bist ja so stolz auf deine Vorfahren, deinen alten Namen. Nun, ich bin sicher, alle diese edlen, stolzen Herren würden es verschmähen, sich nach Art schmutziger Krämer an ein Stück Papier zu klammern, an ein Testament, das ein alter, grilliger, verbitterter, harter Mann — denn das war der Großvater — im Zorne hinterließ. Sie alle wären zu stolz, sich unrechtmäßig zu bereichern. Ich fühle wie meine Vorfahren. Abgesehen sind wir auch noch so reich genug; und ich bin der einzige Sohn.“
 „Um eine Karriere zu machen, wie ich es dir bahnen möchte durch deine einflussreichen Verwandten, kann man nicht genug besitzen, lieber Bruno. Offizier hast du nicht werden wollen — gut! Aber ich hoffe, ich erlebe es noch, daß du als Gesandter oder Minister ... Dazu braucht man aber sehr viel Geld. Wer in Fichtenrode für reich gilt, ist es nicht in den Augen der großen Welt.“
 Die blonde Frau pflegte sich zwar stets über die Kleinstädterinnen und Spießbürgerinnen, unter denen zu leben sie verdammt sei, lustig zu machen, aber sie gab viel auf das Urteil dieser „Welt“. Der Gedanke, die Zielscheibe des Spottes von Fichtenrode und Umgebung zu werden, war ihr entsetzlich. Und heimlich zitterte sie, daß das Benehmen der beiden Erwarteten Anlaß dazu geben könne. Sie hatte schon einige Andeutungen in der Stadt fallen lassen, daß sie den Besuch „lieber Verwandten“ erwartete, sich aber auf nähere Mitteilungen nicht eingelassen.
 Um allem Gerede die Spitze abzubreaken, mußte sie nun endlich Farbe bekennen, oder wenigstens Wahrheit und Dichtung geschickt miteinander mischen.
 Das Sonnabendfränzchen der Honoratiorendamen, das heute bei der Frau Amtsrichter stattfand, bot ihr die Gelegenheit dazu. Es erregte allgemeines Aufsehen, als sie ganz harmlos fallen ließ, der Bruder ihres Mannes läme mit seiner Tochter auf einige Zeit zu Besuch, möglicherweise ließe er sich auch dauernd hier nieder.
 „War da nicht einmal eine Geschichte?“ fragte die alte Frau Tönnies, deren Mann eine große Glasfabrik hatte.
 „Gewiß!“ meinte die Frau Kommerzienrat mit einem süßen Lächeln. „Mein Schwager hat sich damals gegen den Willen des Vaters der Kunst zugewandt.“
 „Und der hat ihn ja wohl enterbt?“ fragte die alte Frau weiter, die wegen ihrer Verbitterung und Rücksichtslosigkeit als Original galt und sich vieles erlauben durfte. — „Und dann hat er ja auch wohl sein Modell geheiratet? Bringt er die nun mit her?“
 Frau Isa wurde bleich. Daß man ihr das so schroff und geradezu ins Gesicht sagen würde, hatte sie nicht erwartet. Aber es erleichterte ihr die Aufgabe.
 „Das ist ein albernes Geschwätz!“
 Alles blickte sie gespannt und auch etwas erstaunt an, da man zornige und starke Worte von diesem Muster des „feinen Tones“ nicht gewöhnt war.
 „Aber es wurde doch damals hier erzählt“, beharrte die alte Frau hartnäckig auf ihrer Meinung. — „Warten Sie ... es war der junge Hoffmann, der Ihren Schwager — ich glaube, in Florenz selbst gesprochen hat.“
 Mein seliger Schwiegervater wollte ihm einen Teil der Erbschaft entziehen, bekam sich dann aber eines Besseren. Nur das Geschäft fiel meinem Mann allein zu. Vater und Sohn haben einander freilich nicht mehr gesehen und nicht mehr ausgesöhnt. Was seine selige Frau betrifft, so war sie die Tochter eines italienischen Beamten, die er einmal in irgendeinem Kostüm gemalt und ausgestellt hat. Daher das alberne Gerede!“ log Frau Isa tapfer drauflos, denn sie hätte sich eher die Zunge abgebissen, als diesen Frauen die Wahrheit zugestanden. — „Abgesehen ist sie schon seit Jahren tot. Mein Schwager hat seine italienische Bekanntschaft verkauft, ist etwas lebend und schaute sich nach der alten Heimat. Er wird vorläufig einige Zeit — vielleicht, wenn es ihm gefällt, ganz hier bleiben mit seiner einzigen Tochter, die ich nur aus ihren Briefen kenne.“
 „Kochten sie nun hinter ihrem Rücken flüstern, was sie wollten — ins Gesicht würde ihr niemand mehr etwas Derartiges sagen.“
 Auch Frau Tönnies, die boshafte alte Kake, trat einen Rückzug an, nicht ohne noch einen vergifteten Pfeil abzuschießen. „Gott, was die Leute alles reden! — Auch Ihre Angestellten haben damals erzählt, Ihr Schwager sei enterbt worden. Abgesehen hat es ja auch recht lange gedauert, bis er den Weg in die Heimat zurückgefunden hat.“
 Mit einem Gefühl der Erleichterung ging Frau Isa einige Stunden später nach Hause, nachdem sie noch geschickt hatte einfließen lassen, daß der Maler sich in Italien eines großen künstlerischen Namens erfreute und das Schloß seines Fremdes, des Grafen Rimini, bei Sorrent ausgemalt habe — „eine in ganz Italien berühmte Sehenswürdigkeit.“ Wer konnte in Fichtenrode die Wahrheit feststellen?

Seit einem halben Jahre war Bruno nach Fichtenrode zurückgekehrt. Um seine geschwächte Gesundheit herzustellen, die durch Studien und eine Krankheit angegriffen sei, hätte er längeren Urlaub erhalten, erzählte die Kommerzrätin allen ihren „Freundinnen“, und wenn es sonst interessierte.

Sofort aber tauchte das Gerücht auf, der Herr Regierungsrat sei glatt durchs Examen gefallen.

Einer seiner minder begünstigten Studientollegen,

den das Jus nur bis in die Gerichtsstube geführt, hatte es mit allerlei spöttischen Bemerkungen über das unfähige und sonderbare Menschenkind schleunigst an seine Eltern in Erfurt berichtet, von wo das Gerücht auf Bindesflügeln nach Fichtenrode drang.

Man lächelte hochmütig über die verblendete Mutter, die es gegen den Willen ihres Vaters durchgesetzt hatte, daß der einzige Sohn nicht die blühende, weitverzweigte Firma übernahm.

Sie hatte den Sohn auch gezwungen, sich in einem vornehmen Heidelberger Korps aufnehmen zu lassen; aber er war bald wieder ausgetreten. Sie hatte ihn dann durch ihre hohen Verbindungen nach Berlin gebracht. — Aber was nützte alle Protektion einem solchen Menschen! Das hatte man in Fichtenrode stets voraus-



Dr. M. B. Silbermann,

der neue Generalchirurg des Österreich. Roten Kreuzes, bisheriges Bundesauschuß-Mitglied der Gesellschaft vom Roten Kreuz.

ge leisten, so sprach er keine zehn Worte, tanzte nicht oder nur ungeschickt, trank nicht, machte ein halb müßiges, halb scheues Gesicht und war zuletzt plötzlich verschwunden.

Ein Student, der nicht trank, nicht tanzte, und den jungen Damen nicht den Hof machte, war unerhört in Fichtenrode. Nur mit einem mitleidigen Achselzucken sprach man von dem Merkelschen Erbsohn. Allgemein bedauerte man die armen Eltern; aber jedenfalls hatte man recht behalten. Man war sich nur noch nicht klar darüber, ob der Sonderling nur „gänzlich unbegabt“ oder nicht richtig im Kopfe sei.

Die meisten neigten, seit er nun wieder in Fichtenrode war, zu der letzteren Ansicht. Man hatte ihn im Wald getroffen, wie er mit gekentem Kopf Worte vor sich hinhinmurmeltend dahinwandelte.

Mit ganz anderen Augen betrachtete natürlich Frau Isa das bedauernswerte Faktum. Ihr machte man so leicht nichts vor.

Bruno behauptete zwar, daß es nicht an seinem Fleiß gelegen hätte, machte auch einige Auspielungen, daß das Jus und das Verwaltungsrecht nicht jedermanns Sache seien.

Aber man fiel nicht umsonst durchs Examen und kam in lich erschöpftem Zustande — mit Jahresurlaub auf Grund ärztlichen Gutachtens (Neurasthenie und schwache Brust).



Vom Kriegsschauplatz in der syrischen Wüste: Eine Kleinbahn, die von unsern Feldgrauen der „Wüsten-erpfehlung“ genannt wird.

igleiten. Lächerlicherweise hatte er sich in allerlei geschichtlichen sprachlichen Studien gestürzt, hatte sogar Professor werden und schwärmte von Mommsen, Schliemann, Grimm und

Aber sie hatte ihrem Sohne bald klargemacht, für den Wüsten Erbsohn, den Enkel eines uralten Geschlechtes, gäbe zwei Möglichkeiten. Entweder tauche er im „Merkelschen“ unter, verleugnete das edle, mütterliche Blut und mehrte Mannion der Väter — also Geschäftsstamm! Oder er behalte das Gold der Merkelschen Linie nur als Hebel, um sich in mütterlichen Regionen aufzuschwingen.

Denn im stillen kam sie sich immer noch deklassiert vor, „Kommerzrätin“ — sie haßte dies Wort — war doch nur schwacher Ersatz für die „Freiin von Mohrenstein.“

Und wenn sie in Berlin oder sonstwo eine ihrer hochbegabten Erfurter Freundinnen antraf, irgendeine hohe Waise, Trägerin oder Hocharistokratin, so stieg es heiß und kalt auf. Ein verlorenes Paradies.

In Berlin und auf einigen schlesischen und östlichen hatte sie von der Mutterseite noch Verwandte sitzen.



Typen brasilianischer Matrosen. Berliner Illustrat., Ges. in B.



Einem Feldgrauen angefertigtes Grabmonument für ein Massengrab gefallener Helden.

Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

über so freundlich man sie auch stets dort aufnahm, sie fühlte, daß man sie nicht mehr als zur Klasse gehörig betrachtete. Das Geld wurde in diesen Kreisen zwar auch sehr hoch gehalten und heiß begehrt, aber auch ein wenig verachtet. Jedenfalls war es nicht Alleinherrscher.

Eine Schranke stand also zwischen ihr und jenen. Diese Schranke sollte Bruno wieder einreißen. Das war ihr heißester Wunsch. Dazu wollte sie ihm mit allen ihren Kräften verhelfen. Sie rechnete dabei besonders auf einen Großtun mütterlicherseits — denn die väterliche Linie mit dem alten Namen war in Deutschland ganz ausgestorben — auf den Baron Flemminghaus, Oberst a. D., königlicher Kammerherr und Hofmarschall Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Albert.



Großherzog von Mecklenburg-Schwerin

gelegentlich einer Truppenbesichtigung im Westen.

Der Baron hatte einst als blutjunger Finanzoffizier anno Siebzig dem Prinzen, dem berühmten Hofmarschall, vor Metz einige wichtige Vorschläge überbracht, war dann von ihm protegiert und später in seinen Posten übernommen worden, was den Baron auch einzig vor dem finanziellen Zusammenbruch schützte.

Auf diesen Better, der auch beim Kaiser sehr beliebt war, setzte sie ihre Hoffnungen für Bruno.

Mit dessen Hilfe wollte sie ihn ins

Eine dieser beiden hatte Frau Isa für Bruno zur Frau ausersehen.

Natürlich hatte sie ganz unverbindlich schon längst Fühlung mit dem Baron genommen. Nach einigem Hin und Her war ihr der auch entgegengekommen.

Der Baron war gänzlich vermögenslos. Erziehung und standesgemäßer Unterhalt der Kinder waren ihm nur durch die Güte seines Prinzen möglich. Von Mitgift keine Spur.

Ein reicher Schwiegerohn, wenn auch nur „Halbblut“, daher höchst erwünscht als Stütze und Notanker für die vier anderen Geschwister. Und Bruno gehörte doch halb zur Familie.

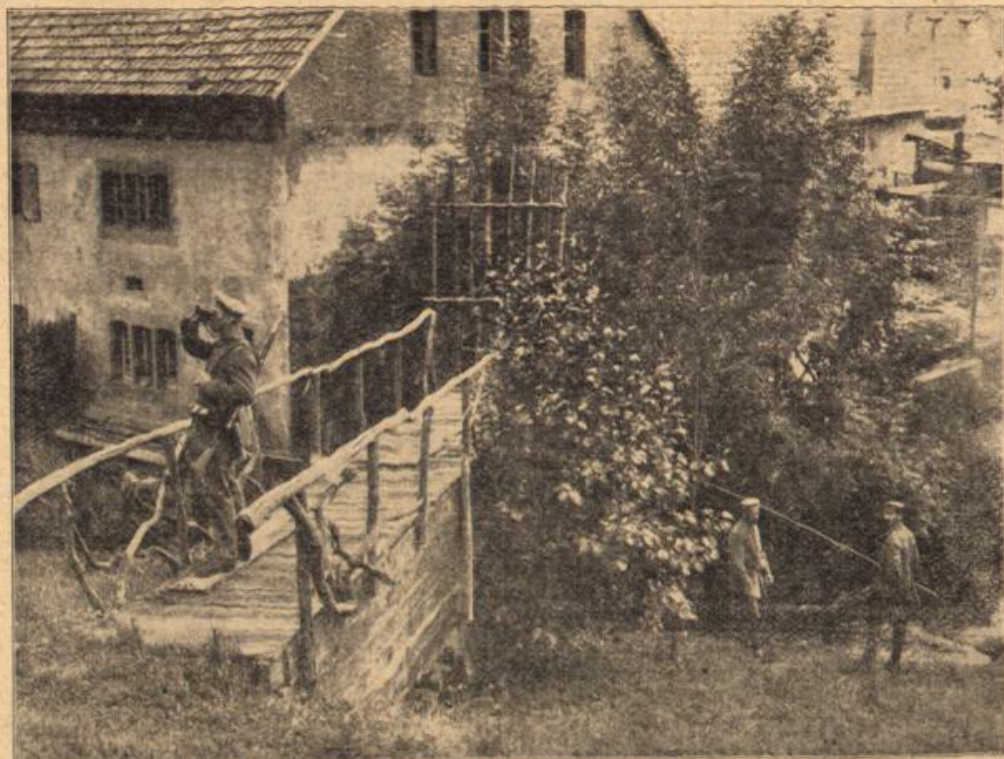
Frau Isa kalkuliert ganz richtig, daß Bruno bei seinen glänzenden Gaben als Schwiegersohn des Hofmarschalls einer großen Karriere und später auch der Verleihung des Adels entgegensehen könnte. Der Monarch würde wahrscheinlich, wie schon früher in solchen Fällen — so war der Gipfel- und Schlüsselpunkt ihrer müt-

außwärtige Amt und später in die Diplomatie hineinbugsiert.

Der Baron hatte drei Töchter und zwei Söhne. Der Stammhalter war schon Leutnant, der Jüngste noch im Kadettenkorps. Die beiden älteren Töchter, Mia und Rita, siebzehn und achtzehn Jahre, waren erst vor einigen Monaten aus der Pension gekommen und diesen Winter zum erstenmal in die Berliner Gesellschaft eingeführt worden.



Generaloberst Zvezdar Boroevic von Bojna, Führer der österr.-ungar. Truppen an der Sponzofront (Mit Text.)



Posten auf einer Bachbrücke in den Vogesen. Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

terlichen Hoffnungen — in dem letzten Enkel der Mohrenstein-Gungelows den alten, ausgestorbenen Namen wieder aufleben lassen.

Berdienste um den Staat, das große Vermögen und die verwandtschaftlich-höfischen Beziehungen ließen diesen Plan durchaus nicht phantastisch erscheinen.

Bruno war zwar eine passive Natur, die man auf alles stoßen mußte. Es fehlten ihm der Ehrgeiz und die Energie seiner Mutter. Aber dafür war er auch weiches Wachs in ihren Händen und hatte sich bisher noch niemals ihren Plänen widersetzt.

Bisher war auch alles korrekt verlaufen: Studien, Referendarzeit bei der Regierung, wohin ihn natürlich eine Empfehlung des Hofmarschalls gebracht hatte.

Der Zwischenfall mit dem Examen war ja ärgerlich; aber das passierte anderen auch, die dann doch eine glänzende Karriere machten. Das konnte mit einigem Fleiß bald nachgeholt werden.

Daß er so „herunter“ war, schien ihr viel bedenklicher. Es war eine Art Nervenfziss, ein ganz bedenklicher Schwächenzustand, in dem sie ihren Sohn damals in Berlin vorfand.

Hauptsächlich auf ihren Wunsch, unterstützt durch den berühmten Geheimrat v. L., hatte sich Bruno den langen Urlaub erwirkt.

Die Gesundheit, das war die Hauptsache. Die Karriere lief ihm, dem eben Fünfundzwanzigjährigen, nicht davon — auch die Heirat mit Mia oder Rita nicht. Denn sie war noch unentschlossen, für welche sie sich entschließen sollte.

Bruno hatte sich auch in den paar Monaten, dank der prächtigen Luft der Wälder und Höhen, dank ihrer vorzüglichen Küche und Pflege recht erholt. Die trüben Augen blickten wieder hell und leuchtend in die Welt.

Er arbeitete auch schon wieder — eigentlich mehr, als ihr lieb war. Nach seiner Rückkehr nach Berlin hatte er ja doch ein reichliches halbes Jahr vor sich, ehe er wieder ins Examen steigen mußte. Mit einem tüchtigen Einpauser war es eine Kleinigkeit für einen Menschen von Brunos Fähigkeiten, sich das nötige Wissen anzueignen.

Wie man in Fichtenrode von Bruno dachte, der jetzt noch ängstlicher als früher jeder Verführung aus dem Wege ging, davon hatte die hochmütige Frau Kommerzienrat in ihrem mütterlichen Stolz keine Ahnung.

Es war ihr sogar recht lieb, daß sich Bruno in keine Bändelei mit einem von diesen Ganschen einließ und im Bewußtsein einer künftigen Größe in keinerlei Beziehungen zu diesen Kleingürgerlichen, Kleinstädtischen Leuten trat, mit denen sie notgedrungen verkehren mußte, um nicht vor Langeweile zu sterben.

(Berichtigung 10.12.)

Wo er Schönheit fand.

Sitze von Käthe Damm. (Nachdruck verboten.)

Es war ein weiter, beschwerlicher Weg, durch Tiefen und über Höhen, den Jürgens Geist und Seele zurücklegen mußte, ehe er die dumpfe Verwundtheit von Schmerzen und Fieber abgestreift hatte und zu einem neuen Leben im Lazarett erwachte. Ihm war, als wäre nun alles da draußen geblieben auf dem Schlachtfelde und im Schützengraben, im Ruhequartier des zerflossenen Ortes, was ihn gequält und geängstigt hatte. Und er fühlte es, daß er gefunden würde. Zu einem neuen Leben. Aber er konnte sich nicht damit zurechtfinden, wie dieses neue Leben sein würde. Wieder ein Leben mit der Kunst, der geliebten Malkunst im Rahmen der Schönheit, die seine Seele und seine Augen immer gesucht hatten?

Schönheit! War dieses Lazarettzimmer schön? Ein leises Lächeln ging über des jungen Malers Züge: ach nein — es war hell, lustig, sauber, aber schön — so schön, wie die Räume hatten sein sollen, die ihm zur Wohnung dienten — nein, das war es nicht!

Schönheit! Jürgens Lunkow war seit seiner Jugend ein Schönheitsfuchser gewesen, und dieses Suchen nach Schönheit hatte ihn auch früh fortgezogen — fort aus der Kleinstadt, in der er geboren und zur Schule gegangen war. Das kleine, wohl-erhaltene, gelb getünchte Haus im Garten hinter dem groben Staketenzaun mit seinen kleinen, hellen Stuben, mit den dunklen Nachelöfen, den lichten Sternen- und Blumentapeten und den alten ererbten Möbeln aus den Zeiten mehrerer Generationen, die dort als Ratsherrn der Stadt gelebt und diese Würde vom Vater auf den Sohn vererbt hatten, war ihm, dem künstlerisch hochbegabten Jürgens, so gering, so spießbürgerlich, so über alle Begriffe philistinerhaft erschienen. Schönheit! Seine Mutter war früh gestorben, als er kaum zweijährig war, und das zarte Schwesterchen in der Wiege lag; er wußte nur durch ihr Bild, daß sie schön und lieblich gewesen sein mußte. Und er trauerte, daß er ihre Schönheit und Lieblichkeit nicht gekannt hatte. Denn die gebeugte Gestalt des Vaters, eines stillen Gelehrten, das festsam traurige Gesicht, die kurzschichtigen Augen und die stets etwas ver-

nachlässigte Kleidung konnten dem Schönheitsinn des nichts sagen. Und Schwester Gisela?

Die kleine, zarte Schwester, die ohne mütterliche Sorge von einer alten, in ihrer Art gutmütigen, aber verständnis- und Haushälterin betraut, aufwuchs, hatte eine gar zu schwache Gesundheit mit auf die Weltreise erhalten. Und niemand sah die Verkrümmung des Rückens, niemand ahnte die Schäden, die nicht rechtzeitig entdeckte allgemeine Körperschwäche mit brachte — bis es schließlich offenbar wurde, daß Gisela eine Schulter hatte und von einer Hüfterkrankung ein ungleicher, hinkender Gang zurüdblickte. Weil sie nun immer leidender gehen und Laufen behindert, nicht so konnte wie andere Fahrtinnen in der Schule, weil es in dem kleinen Leben des immer nur Hemmungen zu überwinden, immer nur Sehen, immer nur Anklämpfen gegen zur Schau getragenes oder gegen Spott, weil es so wenig Sonnenschein und so viele Tage für Gisela gab, so hatte sich das liebe, zarte Gesicht düstert, hatte der stumme, in sich selbst getragene Schmerz Rinnen, strenge Linien in das weiche Antlitz gezogen, blickten grauen Augen nicht lebhaft und leuchtend, sondern wie mit leichtem Schleier des Schmerzes bedeckt, in die unbarmherzige Welt.

Nein — Jürgens fand, wie er meinte, keine Schönheit in der Welt seiner Heimat. Wenn er auf Spaziergängen war, über die schlichte Gegend mit Wald und Feld und Heide ihn reizlos langweilte. Er hatte gut, leicht und fleißig gelernt, fleißig, dem Grunde, weil sein Vater, nachdem ein großer Künstler Jürgens für talentvoll erklärt hatte, darauf bestand, daß er das Abientenexamen machte, ehe er die Akademie bezog. In der fernsten Kunststadt. Und dann ging er nach Dresden und München. Und hatte die Schönheit gefunden, die er suchte. Sie kam er selten, in den großen Ferien führten ihn Studien nach Italien oder Schweden und Norwegen — und als er schon als ziemlich erfolgreicher Maler heimkehrte, da geschah um dem Vater die letzte Ehre zu geben. Aber auch da fühlte den Unterschied seines der Kunst geweihten Lebens und der schlicht-bürgerlichen, stillen Vaterhauses mit Ungebuld. Fast selbst einen körperlichen Schmerz. Und brauchte alle seine Kraft, die die zehn Tage in der Heimat auszuhalten, während welcher die äußerlichen Dinge des Nachlasses für die Geschwister geordnet wurden. Von Giselas ehemaligem Vormund. Denn der alte, Freund des Hauses hatte gesehen und erlebt, daß Jürgens während seiner Studienzeit und während der Jahre seiner sehr unfruchtlichen Einnahmen bei seinem nach Schönheit durstenden Leben weit mehr verbraucht hatte, als sein Erbeil ausmachte. Und nun das kleine Haus und eine auskömmliche Rente für die festgemacht worden, für die junge, kaum fünfundzwanzigjährige Gisela, deren schwache Gesundheit ihr niemals die Ausübung eines Berufs gestatten würde. Ein paar tausend Mark hatte Jürgens und war damit einverstanden, denn die Summen waren Zahlen, die auf seinem Konto standen, waren ihm bekannt. Er hatte ja niemals vergebens aus Düsseldorf oder Berlin oder München oder Dresden um Geld an den Vater geschrieben! Seine Bitte wurde immer erfüllt. Denn Jürgens Vater meinte, ein Künstler mit Sorgen ums Brot nichts Schönes schaffen konnte.

„Bleib hier — Jürgens,“ hatte Gisela einmal gesagt, „ich dir im Oberstod nach Norden ein bequemes Atelier bauen schaffe hier, du hast ja so viel gesehen — und kannst dir alljährlich auf Reisen neue Anregungen holen.“

Aber Jürgens hatte den Kopf geschüttelt! Hier sollte er schaffen. Hier in der Luft altväterlicher Einfachheit, in dem gelben das im schlichten Garten hinter vorstädtlichem Staketenzaun vor den Toren einer deutschen Kleinstadt lag?

Und sollte täglich die arme Schwester sehen, die in ihren Augen so gar nichts Schönes an sich hatte: mit den Zügen der Schmerz und die Einsamkeit der Seele gezeichnet hatte, so gar nie jugendlich gewesen waren? Und sollte täglich ungleichen Gang hören?

Nein — nein — hier war seine Heimat nicht mehr, neue Heimat wollte er sich fern von hier gründen — mit Selberling, der Künstlerin, deren Schaffen und Streben seinen verwandt war.

Und dann war, kurz, nachdem er zurückgekehrt war, der gekommen, und nachdem er einige Zeit in einer Garnison getan hatte, war er nach Frankreich an die Front gekommen schwer verwundet worden.

Nach und nach, als sein Kopf, um den noch immer ein Verbleib gelegt war, der fast nur die Augen freiließ, etwas klarer wurde, fragte Jürgens nach Briefen! Er hatte Sehnsucht, Karolas zu sehen oder auch von Gisela zu hören, die sonst fleißig geschrieben hatte. Aber es waren keine Briefe da! Sie fühlte ihn vielleicht in ganz anderer Gegend, er wußte selbst nicht, wo er gerade in dieses Lazarett, so fern der Heimat, gekommen war.

gab es anderes zu denken! Sehr Qualvolles! Und Jürgen mußte wieder durch dunkle Tiefen; er fühlte, was der Oberarm und die Schwester ihm schonend austreten wollten: sein wacher Oberarm blieb steif — er würde kaum wieder malen können. Geduld! Geduld! es kann doch noch werden“, hatte der Arzt getöstet und Schwester Sophie hatte gesagt: „Ein paar mal Kuren in Tepliz oder Wiesbaden und Sie werden doch wieder malen können.“

Am nächsten Tag fiel auch endlich der letzte leichte Kopfverband und Jürgen bemühte, als die Schwester fortgegangen war, den Augenbrenner um auf seinen kleinen Taschenspiegel zu blicken. Aber die Hand, die den Spiegel hielt, fiel schlaff, wie die fränke, der Seite: Jürgen sah ein von roten Narben entstelltes Gesicht, die Kunst der Ärzte wieder zurechtgestrichen hatte. Aber er wollte Schreden und Schmerz meistern. Dürfte er, der Soldat, sich klapper gekämpft und ehrenvolle Wunden erhalten hatte, nicht niederknien lassen, weil er nun entstellt war? Aber in stillen Stunden des Alleinseins, da packte es ihn mit doppelter Kraft, und stöhnend legte er seinen Kopf in die Hände. In jenen jammervollen Stunden kam ihm ein Trost: Karola. Sie hatte erkundet, daß er verwundet worden und nachher, seiner Zerknirschung hatte der Brief ihn gefunden. Und an ihren klaren Worten richtete er sich auf, und als endlich die Stunde kam, da er genesen das Lazarett verließ, um zunächst in Urlaub zu gehen, bis seine Entlassung verfügt war, da stand auch wieder das Leben vor ihm mit seiner Schönheit und seinem Reichtum. In der Karola! Sie fragte, ob sie ein gemeinsames Haus bauen könnten! Sie war aus wohlhabendem Hause, er würde Verdienste machen, wenn nicht anders, dann auf kunstgewerblichem Gebiet! Sie würden beide dennoch der Schönheit einen Platz in ihrem Leben geben. So zog er aus den Schreden des Krankenhauses hinaus — und es war ihm wie ein Wunder, als er an Karolas Tür klingelte. Denn er wollte sie zuerst allein sprechen! und sie selbst, in der Malschürze, öffnete die Tür, und als sie den dunkelgrauen Leutnant vor sich sah, ging es wie ein Aufatmen. Die schlanke Gestalt: Vielleicht ein Kamerad von Jürgen — aber der Grüße brachte?

„Ich bin's, Karola“, sagte Jürgen und seine Stimme zitterte. „Du — Jürgen?“ Schon längst hatte das vertraulichere Du widerhallen Sie Platz gemacht.

„Und sie zog ihn bei den Händen vom dunklen Vorplatz in das lichtdurchflutete Atelier.“

„Dann — dann ein leises, mitleidiges „du Armer, hast du viel gelitten?““

„Sie zog einen Stuhl für ihn heran, aber Jürgen schien ihre Stimme so helle Stimme verändert.“

„Es ist nicht anders, Karola, wir müssen alle leiden — und ich bin wenigstens genesen.“

„Ja — und wie das schön ist, nun sollst du mit mir frühstücken und viel erzählen.“

„Nein, Karola, ihr habt vom Krieg gelesen, wir haben Krieg erlebt, erzähle du mir von der friedlichen Kunst —“

„Wie kann die Kunst friedlich sein, wenn draußen der Kampf unverändert, unvermindert?“

„Doch“, widersprach er, „Krieg ist furchtbar, die Kunst ist Schönheit — ich sehne mich so nach Schönheit.“

„Und sein Blick umfing das helle, geschmackvoll eingerichtete Atelier und das schlanke, schöne Mädchen.“

„Sie sah ihn erstaunt an und da sah er, wie etwas anderes seine Züge trat, was er bisher nicht darin gekannt hatte: Mitleid und Grauen! Grauen und Mitleid für sein entstelltes, von durchgezogenes Gesicht.“

„Doch, etwas war in ihm, das war stärker als der Schrecken, er war erfüllt hatte, seine Liebe zur Schönheit und zu diesem Leben, das, solange er es kannte, die Schönheit für ihn bedeutete.“

„Und da vergaß er die Vorsicht, die er auf der Reise sich vorzunehmen, zu üben, und fragte sie, ob sie, nun er zurückkehrte in bürgerliche Leben, seine Frau werden, sein der Schönheit und dem geweihten Leben mit ihm teilen wolle.“

„Karola streckte abwehrend die Hände aus und sagte: „O Jürgen, warum mußt du das tun? Wären wir geblieben — aber so — nein, so — heiraten können wir nicht.“

„Aber ich hoffe — ich glaube — als wir auseinandergehen werden habe ich mich geirrt?“

„Sie schüttelte den Kopf: „Nein, du hast dich nicht geirrt — damals vielleicht, aber gewiß — aber nun — aber“

„Sie sprach nicht weiter — aber Jürgen las die Fortsetzung in ihren Blicken, die noch immer mit dem seltsamen Gemisch von Mitleid und Grauen auf seinen Zügen hingen. Da griff er zur Hand, so kraftvoll, als seine arme Hand ihm gestattete,

den Säbel hoch, und sagte: „Es ist besser, ich gehe — wir haben uns geirrt, Karola — lebe wohl und — werde glücklich.“

Zwei Tage blieb Jürgen in seiner schönen, ihm selbst fremd vorfindenden Wohnung. Und seine Seele mußte wieder durch dunkle Tiefen wandern und er fühlte, daß sie diesen Weg noch oft wieder zurücklegen müssen. Und all die Schönheit seiner Umgebung, welche zu schaffen er reiche Mittel aufgewendet hatte, half ihm nicht über die dunklen Stunden. Wenn er über die Straßen schritt, blickten die Vorübergehenden ihn mitleidig an — und jetzt mit einem Male verstand er es, warum die tiefen Runen in Schwester Gisela's zartes, bleiches, feingekritztes Antlitz gekommen waren.

Er überlegte, ob er heimfahren sollte. Heimfahren! Das Wort hatte er früher für die kurzen Besuche im Vaterhause nicht gebraucht. Es war ja eigentlich kein Heimfahren! Es sollte nur ein kurzer Besuch sein im Hause der Schwester, er mußte ihr noch sagen, daß er wieder genesen war, mußte sagen: hier bin ich, da sie anscheinend noch nicht wußte, wo er sich befand. So fuhr er denn.

Er läutete an der Hausglocke und auf der Treppe wurde der ungleiche Schritt hörbar, der Jürgen immer so sehr gestört hatte, und dann stand Gisela im Rahmen der Tür in ihrem schlichten, dunkelgrauen Gewande mit dem kleinen Spitzenkragen und ihre klangvolle Stimme sagte mit unaussprechlicher Innigkeit: „Jürgen — Jürgen — welche Freude, daß du kommst. Bist du noch krank — ich und Betty, die immer noch mein getreuer Hausdrache ist, wollen dich gesund pflegen.“

Sie drückte ihn in den Lehnstuhl: „Mach dir's bequem — nicht wahr, du kommst aus dem Lazarett — gewiß ist das gut, aber hier ist es besser. — Betty soll dein Zimmer zurechtmachen, das heißt, sie soll ein wenig heizen — es liegt ja nach Norden, aber du wolltest doch kein anderes haben!“

„Mein Zimmer?“

„Aber gewiß, es ist alles so, wie du es verlassen hast — du mußt doch ein Daheim in deinem Vaterhause haben.“

So plauderte Gisela, und Jürgen sah mit einem Male gar nicht mehr die hohe Schulter und die von Kummer gezeichneten Züge, er sah nur ein paar seltsam tiefe, verschleierte Augen, in denen weder Grauen, noch Mitleid, sondern nur rührende, sorgende Mütterlichkeit stand und ließ sich von ihr in sein Zimmer geleiten. Da stand noch alles wie einst, seine in den letzten Jahren so gering geachteten kleinen Fähigkeiten aus der Jugendzeit, sorglich gehütet, und er fand dieses arme, kleine Schulstübchen mit einem Male schön.

Merkwürdig — wie gestärkt Jürgen erwachte, als der Tag durch die Spalten der Vorhänge schien — merkwürdig, daß er derselbe entstellte Jürgen noch war und hatte doch nicht dürfen wieder wie sonst durch die Tiefen der Erkenntnis gehen, daß sein bisheriges Leben zu Ende sei, — daß ihm vor einem Leben ohne Schönheit bangte. Ihm war, als stünde er auf den Höhen, die seine arme, kleine bemitleidete Schwester schon längst erstiegen hatte mit mutiger Seele, und er fürchtete sich fast vor dem Gedanken, daß er hier nur Gast sei und weiter wandern müsse.

Das allein war wie eine stille Qual über ihm, und er konnte es gar nicht fassen, als nach zwei Wochen die Schwester fragte: „Höre, Jürgen, ich habe doch damals, als das Haus in meinen Besitz kam, die Zeichnung zu dem Atelierbau machen lassen — ich möchte sie nicht vernichten, ehe du mir sagst, ob du vielleicht jetzt ein Atelier da oben haben möchtest. Deine Hand wird nach und nach beweglich werden und dir wieder gehorchen, die Lust nach deiner alten Kunst wird Besitz von dir nehmen, und wenn du müde bist, dann betreuen wir nach alter Gartenkunst unseren Garten. Wenn du aber lieber wieder in die große Welt willst — dein Stübchen bleibt dir gerüstet für alle Zeit. Sorge nicht um die Zukunft: wir beide gehören zusammen, wenn du nicht genug hast, ich teile mit dir — und — du wirst auch wieder lernen, in die Welt zu gehen — wie ich hier in Kampfstadt bei einigen lieben Freundinnen auch meine „Außenwelt“ habe. Oder — wir werden einmal reisen — Jürgen, und die Schönheit unserer Heimat wird uns besonders lieb und vertraut werden — ich verstehe es, daß du jetzt ein Stilleben brauchst.“

Schönheit! Hatte seine arme, kleine Schwester dieses Wort gesprochen? Und er fühlte es mit einem Male, daß ihn hier in der warmen Luft seines alten Vaterhauses, an der Seite der treuen Schwester, deren Seele aus dunklen Schmerztiefen siegreich auf die Höhen der Reife und Abgeschiedenheit gestiegen war, wie sie sonst so junge Menschenkinder noch nicht erreichten, die Schönheit umgab, eine andere Schönheit als die äußere, die seine Augen gesucht hatten: die innere Schönheit der Seele, die er jetzt erblickte, wo er gelernt hatte, auch hinter die Dinge zu schauen. Da legte er den Arm um die zarte Gestalt und schaute über den weichen, blonden Scheitel und sagte: „Wir wollen das Atelier bauen, Gisela, ich bleibe hier.“

Mein Leid und ich.

Vor meinem Fenster steht der Tag; Wir sind gar stolz, mein Leid und ich!
Nun häng' ich meinem Leide Wir schreiten durch die Tage,
Der Freude Königsmantel um Als wären uns die Tränen fremd,
Von Hermelin und Seide. Uns fremd der Sehnsucht Klage.

Als hätt' sich uns nicht manche Nacht
Bei der Erinnerung Kerzen
Gedehnt zur langen Ewigkeit
Voll heißer Qual und Schmerzen.

Johanna Weiskirch.

Unsere Bilder

In Gedanken. Eine so reife, üppige Schönheit wie diese Bauernndirne am Spinnrocken, darf sich schon vom schwülen Dufte der Reife in der Hand in allerlei Träume vom Glück eigener Häuslichkeit einspinnen lassen, so wenig sonst auch die berbe Schöne zu Verträumtheit neigen mag. Spät



genug hat sie ihr Herz in Fesseln schlagen lassen. Nun aber mag sie den Sommer um so schneller von dannen wünschen, denn erst, wenn's wieder zum Winter geht, kann man auf dem Land ans Heiraten denken. Im Sommer wäre dazu keine Zeit.

Generaloberst Szabo von **Bojna**, der Kommandant der österreichisch-ungarischen Jongo-Armee, die in der Abwehrschlacht Ende Mai ihre Stellungen unerschütterlich erhielt, den Italienern einen Verlust von mehr als 160000 Mann beibrachte und rund 26000 Mann gefangen nahm.

Allerlei

Praktisch.
Frau: „Das ist aber eine unerschämte Rechnung; der Herr wird nicht zum zweitenmal bei uns eintreten!“
Herr: (nachdenklich): „Weinst du?... Da können wir eigentlich noch 'n paar Mark beistreichen!“

Schrodenen Begleitern zu: „An meinem Leben ist weniger gelegen als an dem Siege!“ — Er sah, wie die Unordnung in den Reihen seiner Truppen überhand nahm, entriß sich denen, die ihn zurückhalten wollten, eilte an die Spitze eines Kürassierregiments, stellte die Ordnung rasch wieder her und achtete kaum darauf, daß eine Kugel durch seinen Rockschoss ging.

Englischer Dünkel. Schon im 18. Jahrhundert spielten sich die Engländer in ihrem maßlosen Hochmut als Herren der Welt auf. Bei seiner Anwesenheit in Paris speiste der britische Staatsmann Fox eines Tages bei einem befreundeten Grafen. Nach Tisch begaben sich die Gäste in ein Nebenzimmer, in dem eine Weltkarte hing. „Wie ist es nur möglich,“ bemerkte der Graf, auf England deutend, „daß dieses verhältnismäßig so kleine Inseln fast die halbe Welt beherrscht?“ — „O!“ erwiderte Fox, „dies ist eigentlich nur unser Absteigequartier, Herr Graf, die Welt — ist das eigentliche England!“

Frommer Wunsch. Der berühmte englische Romanschriftsteller Walter Scott durchschritt eines Tages eine Straße von London, als er von einem Bettler aufgehalten wurde, der um ein Almosen bat. — Der Schriftsteller suchte in seinen Taschen, fand aber kein Kleingeld darin; da aber der Bettler immer eifriger in ihn drang, und weinend erklärte, er hätte seit mehreren Tagen nichts gegessen, so holte Walter Scott ein Schillingstück aus seiner Börse, reichte es dem armen Teufel und sagte zu ihm: „Hier, mein Freund; aber das Ganze kann ich Ihnen nicht geben; erinnern Sie sich, daß Sie mir die Hälfte des Geldes schuldig sind.“ — Der Bettler nahm die Münze und versetzte: „Ich danke Ihnen Mylord, und wünsche nur, Sie möchten so lange leben, bis ich Ihnen das Geld zurückzahle.“

Ein Schienenweg über Baumwipfel. Eins der merkwürdigsten Ingenieurkunststücke befindet sich in Kalifornien und zwar in der Landschaft Sonora, nicht weit von der Küste des Stillen Ozeans. Man sieht dort die Eisenbahn eine Strecke buchstäblich über lebendige Bäume hinwegfahren. Zwischen Clipper Mills und Stuart Point befindet sich ein tiefer Abgrund, der von einem Bache durchflossen wird. Zu beiden Seiten des Baches erheben sich zwei ungeheure Rotholzgebirge von riesigem Umfang. Der Erbauer des Schienenweges mußte die Schlucht durch eine Brücke überspannen und hatte den eigenartigen Einfall, jene beiden Riesenzweige als natürliche Pfeiler für seine Brücke zu benutzen. Er ließ sie in gleicher Höhe mit den Bergen zu beiden Seiten der Schlucht abhauen, 75 Fuß oberhalb des Flußufers, benutzte den weggesägten Oberteil gleich zur Herstellung von Balken, die er über die Stämme hinüberlegte und hatte es auf dieser soliden Grundlage leicht, die Brücke zwischen ihnen hin und drüber aufzuschlagen. Jetzt faßt so und so oft am Tage die Eisenbahn über diese Brücke hinweg, die als eins der Kunst- und zugleich Naturwunder von dem Wunderlande Kalifornien gilt, obwohl sie in den Reisehandbüchern nicht erwähnt wird. Jedenfalls übertrifft sie an Leistungsfähigkeit und Dauerhaftigkeit jede auf künstlichen Pfeilern ruhende Brücke. C. D.

Gemeinnütziges

Dem Komposthaufen Thomasmehl beizumischen empfiehlt sich Das spröde Schlackenmehl kann sich da langsam lösen bezw. auflösen und der Haufen wird um sehr wichtige Pflanzennährstoffe bereichert.



So wird richtig gegossen, das Gießrohr wird unmittelbar über die Erde gehalten.

Der Aderkackel ein für alle Biebertiere, besonders für Rindvieh, welches Unkraut, es schadet Milchertrag, erzeugt Dünge und Abmagerung.

Der gelbe Rittersporn faltet bis Ende August in der Uppigkeit seine leuchtend gelben Blüten. Während Blumen am Haupttrieb dichtgedrängt sitzen, ergießen sie an den Nebentrieben, daß die ganze Pflanze eigenartiges Aussehen erhält.

Das Schröpfen kann an den Ästen der Obstbäume vorgenommen werden, begünstigt die Fruchtanfülle und wähle die Unterseite der Äste.

Kanarienvögel gibt man kein Obst und ähnliche Leckerbissen. Den werden zu fett danach. In der Hede gehen sie daran leicht zu fressen.

An hartem Durchfall leidende Hühner füttere man mit in Milch geweichtem und wieder ausgedrücktem Brot. Auch gekochter Milchreis ist ein gutes Gegenmittel.

Stachelbeer-Essig. 3 Liter ausgewaschene, jedoch noch harte Stachelbeeren werden verlesen, gut zerstampft, mit 6 Liter aufgekochtem, abgekühltem Wasser übergossen und so unter öfterem Umrühren 2 Tage stehen gelassen. Nun wird die Flüssigkeit durchgeseiht, mit 150 Gramm gestohlenen Zucker versetzt und in ein Fäßchen gefüllt, dem man eine in Hefe geseigte Semmelschneide zugeibt: man bindet ein Wollappchen über das Spundloch, läßt den Essig so und zieht denselben dann nach etwa 8 bis 9 Monaten auf Flaschen.



So wird falsch gegossen, der Wassertrichter liegt Burgeln bloß.

Schwarzer Anstrich für Flaschen. Welsch ist es nötig, den Inhalt einer Flasche vor Lichtwirkung zu schützen. Man kann in solchen Fällen die Flasche mit einem schwarzen Anstrich versehen, den man sich aus zwei Teilen Kienruß und acht Teilen Wasserzucker herstellt. Dieser „Lack“ blättert nicht ab und zeichnet sich durch große Haltbarkeit aus. Bisweilen entsteht einige Zeit nach dem Anstreichen ein weißer Belag, der mit einem feuchten Lappen leicht beseitigt werden kann.

Logogriff.

Mit Sch nennt's ein Gerät,
Mit T erquid's dich fröhlich und spät.
Julius Fald.

Verstecktes.

O Menschenberg, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner,
Und kaum geküßt, verlorn,
Unwiederholter Augenblick!
Die fettgedruckten Buchstaben dieses Verses vertragen uns, in eine bestimmte Reihenfolge gebracht, den Vornamen und Namen des Dichters, sowie dessen Heimatland.

Schachlösungen:

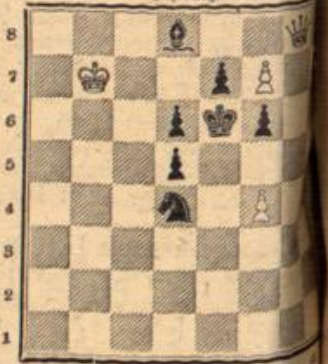
Nr. 179. 1) Le5—c3 (droht Dc5+) Sb2
—a4 2) Le3—d2 +
2) b3—b4 + 1) ...
1) ... c6—c5. 2) Dd6xd2 +
Nr. 180. 1) Db1 etc.

Nichtige Lösungen:

Nr. 172. Von Lehrer F. Schäfer in
Ehren-Kellingshausen.
Nr. 176. Von W. Reichert in Ostfingen.

Problem Nr. 181.

Von Löwenthal und Fische in
Schwarz.



Mat in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Kagen, Eugen. — Des Anagramms: Weg-er-ich (Weg-er-ich).
Des Bilderrätsels: Weltmeisterchessfahrer.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von C. F. Pfeiffer in Stuttgart.